Buttermangel und Butterteuerung in alter Zeit

Autor(en): **Haueter, Paul**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche**

Band (Jahr): **31 (1941)**

Heft 9

PDF erstellt am: **22.05.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-635372

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Buttermangel und Butterteuerung in alter Zeit.

Von Paul Haueter

Die jüngsten, wegen der verschärften Kriegsblockade und aus andern Gründen notwendig gewordenen Regierungserlasse zur Einschränkung des Lebensmittelverbrauchs, erinnern lebhaft an die Kriegsjahre 1914—1918, wo die eigentlichen Rationierungsmaßnahmen allerdings erst später in Kraft gesetzt werden mußten. Schon vor Jahrhunderten gab es indessen oftmals schwere Notzeiten hinsichtlich unserer Nahrungsmittelversorgung, die offenbar zu viel härter empfundenen Einschränkungen zwangen, da die Milch und ihre Erzeugnisse dazumal die vorzugsweise Ernährung der Bevölkerung bildeten und man die heute so abwechslungsreiche Kost noch nicht kannte.

Alte Befehle, Erlasse, Mandate und Verordnungen lassen uns einen kleinen Einblick in die Vergangenheit tun. Im folgenden sei versucht unter Benutzung solcher Dokumente einiges über den An- und Verkauf von Butter, die von altersher zu den wichtigsten und wertvollsten Nahrungsmitteln gehörte, zu plaudern.

Schon im 15., 16. und 17. Jahrhundert waren die bernischen Regierungsbehörden beflissen, in landesväterlicher Fürsorge die Butterproduktion soviel als möglich zu begünstigen.

Klagen über „Ankenteure" und „Ankenmangel"

waren sehr häufig und beschäftigten die obrigkeitlichen Behörden fast beständig. In Bern klagten die Weiber oft über die „Ankenthüri" und aus dieser Zeit mag der Spruch:

„O Mensch, faß' in Gedanken,
Drei Batzen gilt ds Pfund Anken!"

stammen. Die Ankentüri soll von unsinnigem „Nidle"-Genuß hergeleitet worden sein. In der Stadt wurde angeblich so viel „Nydle" verbraucht, wie Milch. Anderseits glaubte ein Mandat von anno 1619, Mangel und Verteuerung der Butter seien „fürnemlich aus dreyen Hauptursachen" entstanden: „vom feißte Käsen und andere Molchen zu machen und selbige an unsere Ort zu verkauffen" und „das unangesechen unser Mandaten und Verpotten eine große Anzahl Anken um Elasser Wyn, Salz, und anders vertuschet und uß unseren Landen gefertiget wird"; als dritten Grund endlich „daß unsere Unterthanen Ir Vych mit Schmaal ußeren und frömbden Vych-Gwerberen und Mezgeren ußem Land verkoufft habend, und die Kelber, so sy an deren statt ufzestellen und erzüchen begehrend, etliche Wuchen lang sugen lassen".

Mandate über Mandate wurden erlassen

und die „Amptlüth" aller oberländischen und emmentalischen Amtsbezirke erhielten fleißig Anweisungen, bald mehr freundlich, bald schwer drohend, ihre Untertanen an die heilige Pflicht zu erinnern,

der Hauptstadt ein hinlängliches Quantum Butter zu liefern und geflissene Personen zu verordnen, die die Alpen und Sennhütten der „Amptsverwaltung" von einer zur andern visitierend, wie viel Anken diesen Summer „an den eint und andern Orten gemacht, bereits verkoufft und noch vorhanden seye".

Eine außerordentliche Fürsorge zeigte die Regierung für die Stadt Bern. Eine unzählbare Reihe von Mandaten verordnete die Lieferung des Ankens nach der Hauptstadt und es wurde namentlich das Oberland fleißig mit einer Korn- und Salzsperre bedroht (Oberland und Emmental lieferten die Milchprodukte, das Mittelland das Korn; beide Produzenten waren voneinander abhängig), wenn es sich den Verhandlungen nicht gehorsam zeige. Ja es mußten 1506 die Ankenhändler sogar

bei den Heiligen schwören, allen Anken in Bern zu verkaufen. Indessen scheinen diese Maßregeln fortwährend auf großen Widerstand gestoßen zu sein und die Regierung mußte sich zu Konzessionen herbeilassen. So erhielt die Landschaft Niedersimmental 1513 eine Freiheit, ihren Anken und anderes Kaufmannsgut nach ihrem Nutzen, Willen und Gefallen zu verkaufen, nur des Fürkaufs sollte sie sich enthalten.

Bei der Butterzubereitung wurden auch schon

allerlei Kniffe versucht, die Ware zu verfälschen,

so daß z. B. 1679 die Geistlichen des Oberlandes von den Kanzeln eine Verordnung gegen den Verkauf „alten", „grauen" und „luggen" Ankens verlesen mußten.

Die Regierung hatte eine Vorliebe für die Butterfabrikation und suchte daher die Fabrikation fetter Käse möglichst zu unterdrücken indem sie Mandate dagegen erließ, wie schon aus oben Gesagtem hervorgeht. Es erging in diesem Jahre auch eine Weisung an die Amtleute von Ober- und Niedersimmental, Interlaken, Trachselwald, Sumiswald, Signau und Frutigen, von ihren Untertanen „zu entdecken und zu erfaren, was die Ursache der Ankenvertürung in der Amtspfleg sei". Am Freitag vor Ostern sollten die Benannten „sammethaft zu Thun in der Stadt erschienen und daselbst einmüt zusammenthun, allersyts yngenommene Berichte und Mittel zusammentragen und uf unser Belieben berathschlagen, dasselbig in die Feder fassen und uns das ganze Thun in guter ordentlicher Schrift überschicken". Dieser

Anken- und Käs-Kongreß in Thun

scheint aber etwas bedenklich ausgefallen zu sein, denn wegen allerhand „erheblichen" Ursachen begnügte sich die Regierung damit, die Leute von Interlaken, Hasle und Unterseen „zu nöten und zu tryben, daß sie ufs wenigst für ihren Husbruch genusam Anken machend". Ähnliche Verordnungen wurden mehr als ein Jahrhundert hindurch in großer Zahl erlassen, ohne daß ihnen ernstlich nachgelebt worden wäre. Die Bauern ließen sich offenbar auch damals in ihrem Berufe nicht so leicht reglementieren.

Die Fürsorge der damaligen Regierung war vorwiegend auf merkantile Interessen gerichtet, daneben suchte sie allerdings auch die Interessen der Konsumenten auf jede mögliche Weise zu begünstigen. So wurden die Preise gelegentlich normiert und

strenge Marktvorschriften gegen den sogenannten Fürkauf

erlassen. Nach einer Verordnung vom Jahre 1605 durften beispielsweise die Unterhändler nicht vor mittags ihre Einkäufe machen „soll niemand darvon des Gremplerens und Wiederverköufferens gebruch vor Mittag einichen Käs aufkouffen"; als Maximum wurden 20 Zentner festgesetzt. Außerordentlich zeitgemäß mutet ein weiterer Artikel aus selbem Jahre an: „Sollen die Burger und Stadtsessen keinen andern Anken dann sy zu irem eigenen, oder Amptshalben ihnen bevolchenen Hushaltungen bruchen müssend ankouffen", und weiter „Sollen die Soümer die iren Anken in Kelleren oder Kammeren verschlossen bhaltind, nid minder als die Fürkoüffer selbs gestrafft werden".

Wenn zu gewissen Zeiten der Handel des Ankens mit den Miteidgenossen gänzlich untersagt war, so erscheint dies als eine vorübergehende Maßregel. Hingegen mußten sich lange die eidg. Kaufleute durch amtliche Scheine ausweisen, daß sie die Ware nur für den Hausgebrauch kaufen und nicht um damit zu „grempleren".

Wenn die nicht nur auf dem Gebiete der leiblichen Versorgung eingesetzten heutigen Einschränkungen mannigfacher Art dazu beitragen, uns verwöhnte, verweichlichte Menschen des 20. Jahrhunderts wieder etwas mehr zur Einfachheit, Zufriedenheit und Dankbarkeit zurückzuführen, so dürfte man dieser sogenannten „bösen Zeit" später einmal recht viel Gutes nachreden.